

SWR ADHS-Reportage „Geliebte Nervensägen. Hyperaktive Kinder und ihre Eltern“ von Liz Wieskerstrauch. Sendetermine: Teil 1 am Mittwoch, 26.10.2011; Teil 2 am Mittwoch, 02.11.2011 jeweils ab 22:30 Uhr im SWR Fernsehen.

**„Geliebte Nervensägen“ ist keine schlechte Reportage über ADHS. Bisweilen fragt man sich allerdings, ob das Thema der ADHS seine Bearbeiter ihrerseits unaufmerksam und hyperaktiv mache. Die Reportage ist durchaus bemüht, sich seinem Gegenstand und den Protagonisten respektvoll zu nähern, doch ablenkbar und mit unruhig-suchendem Blick. Es entsteht das Bild dreier Familien, die auf ihre je eigene Weise um die Freude an der Gemeinschaft mit ihren Kindern ringen. Leider vermag der Film die Spannung zwischen der vermeintlich unverbrüchlichen elterlichen Liebe zum Kind auf der einen Seite und dem bisweilen unerträglichen Verhalten der „Nervensägen“ auf der anderen Seite nicht auszuloten. Was bleibt, sind Kinder und ihre Eltern, die mit jeder Minute sympathischer, in ihrem Reden und Handeln jedoch auch ein bisschen unverständlicher werden.**

## **Wenn Kevin, Felix und Lea-Sophie ADHS haben**

Gleich vorweg: „Geliebte Nervensägen“ ist keine schlechte Reportage über ADHS. Nun möchte man nicht sarkastisch anfügen, dass dies im Vergleich zu manchem Machwerk der vergangenen Jahre kaum journalistische Kunst ist. Die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) hat sich einen festen Platz in der Themenlandschaft des Medienzeitalters erobert. Dort steht sie irgendwo zwischen Atomkraft und Oktoberfest, rituellem Erschrecken über die Pathologie und Naturfolklore auf der Alm. Ein lebendiges Kind ist schlicht eine wunderbare Projektionsfläche für Eltern und Pädagogen, Ärzte und Psychotherapeuten. Von der Lebensfreude des vermeintlich unverbildeten Menschseins bis zum impulsiven Familienmonster, das die Partnerschaft seiner Eltern ruiniert, ist vieles möglich. Kurzzeitcoach und Homöopath klinken sich routiniert in die Verwertungskette des Auffälligen ein. Alles beobachtet von einer Kamera, die manchmal nicht weiß, was sie aufnehmen soll. Dann verharrt sie einige Sekunden bei Hund und Katze, die sich zu kabbeln scheinen wie Bruder und Schwester, während die Stimme aus dem Off mit traurigem Ernst das Elend der ADHS verkündet.

Der erste Teil der Reportage beginnt mit einem Klischee. Kevin wird von seiner Mutter zur Auszeit im Bad verdonnert. Die junge Frau bemüht sich redlich, den ungebärdigen 8-Jährigen im Zaum zu halten. Später wird man die Szene in ihrem Zusammenhang sehen. Mutter und Kind wirken dann weitaus sympathischer als in der Eröffnungssequenz, die an die Aussage einer Lehrerin im Rahmen einer pädagogischen Diplomarbeit erinnert: Kevin ist kein Name, sondern eine Diagnose. Überhaupt kennzeichnet den Film eine offenbar unbeabsichtigte Ironie. Der 11-Jährige Felix absolviert eine Art Kurzzeit-Gesprächstherapie bei einem Hamburger Psychotherapeuten, NLP-Trainer und Coach. Die Kamera streift das Schild der Praxis: „Besser Sigmund Institut“. Ob Sigmunds Erben tatsächlich die besseren Ideen zur ADHS haben, ist ja höchst strittig, doch Harry Sigmund hat mit Freud nichts zu tun. „Der findet einen kindgerechten Zugang zu Felix“, hört man den Off-Erzähler, und erklärt dem Kind zunächst einmal den simplen Dopamin-Stoffwechsel. Im zweiten Teil der Reportage bringt er Felix eine Luftklavier-Nummer auf dem Hosenbein bei, die zum Ersatz für den gutbürgerlichen Aggressionsabbau auf dem freilich nicht allgegenwärtigen Klavier dienen soll. Nach ein paar Coaching-Stunden ist das Kind therapiert und glücklich. Da staunt der Laie und wundert sich der Fachmann.

Doch Felix, den wir gegen Ende der Reportage nochmals als 13-jährigen sehen, nimmt wie Kevin das Medikament „Ritalin“. In großer Hartnäckigkeit verkündet der Sprecher immer wieder den Markennamen – anders, als Kevins Therapeutin, die vom Wirkstoff des Präparats, dem Methylphenidat, spricht. Die Psychologin sagt im zweiten Teil der Reportage einige kluge Sätze über die ADHS. Ob Kevins Eltern, die in ihrer Überforderung eine sympathische Ehrlichkeit zeigen, die Rede verstehen, bleibt offen. Später wird berichtet, sie nähmen nun an einem Elterntaining teil, das sie zu einem „sanfteren Umgang“ mit Kevin anrege. Als Quintessenz der Schulung sieht man die Mutter an Kevins Bett, den sie mit dem Versprechen eines Gummibärchens zur Nachtruhe überreden will. Das geschieht zu einer Tageszeit, zu der man dem wilden Kind aufgrund der Auswirkung auf den Körper und damit den Schlaf keine Tabletten mehr geben könne. Bereits zuvor hatte der ältere, bisweilen überreflektiert anmutende Felix im Interview berichtet, er habe zu Beginn der medikamentösen Behandlung zunächst an Kopfschmerzen, Übelkeit und Erbrechen gelitten; jetzt aber sei die Tabletteneinnahme für ihn frei von Nebenwirkungen. Ob, warum und wie häufig ADHS-Medikamente so wirken, erfährt der Zuschauer allerdings nicht.

Überhaupt bringt die Thematisierung der Medikation in der Reportage einige Widersprüche mit sich, die nicht aufgeklärt werden und den interessierten Laien ratlos machen. Fast scheint es, als sei die Filmemacherin zunächst mit einer fixen Meinung zur Medikation ans Werk gegangen, um überrascht die abweichenden Erfahrungen von Eltern und Kindern zur Kenntnis zu nehmen. So werden im ersten Teil der Reportage Lea-Sophie und ihre Familie vorgestellt. Das Landkind wächst auf einem Dorf bei Lüneburg auf. Der Kommentar des Sprechers lässt glauben, das wilde Mädchen brauche keine Tabletten, denn ihre Eltern haben das Leben der Familie an den Wildfang angepasst und gewährten der Tochter die Freiheit, derer sie bedarf. Ungeniert beklagt der Vater hingegen, dass man vom Staat keinerlei Unterstützung für das ADHS-Kind erhalte, obschon Lea-Sophie u.a. eine Förderschulklasse mit gerade mal 7 Schülern besucht. Die Lehrerin wirkt ausgesprochen kompetent im Umgang mit dem unruhigen, unaufmerksamen und impulsiven Mädchen. Sie bemüht sich redlich, Lea-Sophie im gemütlich-ablenkend eingerichteten Klassenzimmer zum Lesen und Schreiben anzuhalten. Nach einem Cut sind die Eltern zu hören: „Wir wollen lieber ein glückliches Kind als eines, das gut in der Schule ist.“ Doch sind das wirklich Alternativen?!

Gegen Ende des ersten Teils der Reportage kündigt der Off-Ton für Teil 2 den Besuch von Lea-Sophie und ihrer Mutter bei einer Homöopathin an, die – die Stimme sagt es mit vorwurfsvollem Bedauern – kaum zu Wort kommen werde. Zum Glück für den Zuschauer! Während das Kind gelangweilt durch die Praxis hüpfte, erklärt die Fachfrau die ADHS aus einer wieder neuen, im Vergleich zu Coach und Psychotherapeutin recht unscharfen Sicht. Es wird berichtet, das Mädchen habe früher bereits einmal Medikamente gegen die ADHS genommen, doch die Nebenwirkungen seien zu groß gewesen. Das Kind selbst macht klar, dass es keine Tabletten nehmen wolle, worauf die Homöopathin sogleich erläutert: „Es gibt keine Tabletten, nur kleine weiße Kügelchen.“ Die geben dem Körper einen „energetischen Impuls“, damit dieser sich angesichts einer „so tiefen chronischen Krankheit“ wie der ADHS selbst heile. So einfach ist das. Leider erfahren wir nicht mehr, ob die Zuckermoleküle bei Lea-Sophie angeschlagen haben. Dafür sehen wir Felix am Ende des Films, als er in früher Morgenstunde bereitwillig seine „Pille“ für den Schultag nimmt, wie schon die Jahre zuvor seit der zweiten Klasse. In seiner Familie sei er friedlicher geworden, inzwischen habe er den Übertritt auf die Realschule geschafft. Was aber half der Familie, von der man im Film stets nur Mutter und Sohn sieht: Das Medikament? Der Coach? Die Erziehung? Der Fokus der Reportage springt von Familie zu Familie und lässt dabei vieles offen.

Bisweilen fragt man sich, ob das Thema der ADHS seine Bearbeiter ihrerseits unaufmerksam und hyperaktiv mache. „Geliebte Nervensägen“ ist durchaus bemüht, sich seinem Gegenstand und den Protagonisten respektvoll zu nähern, doch ablenkbar und mit unruhig-suchendem Blick. Über den gesamten Verlauf der Reportage entsteht das Bild dreier Familien, die auf ihre je eigene Weise um die Freude an der Gemeinschaft mit ihren Kindern ringen. Doch der Film vermag die Spannung

zwischen der vermeintlich unverbrüchlichen elterlichen Liebe zum Kind auf der einen Seite und dem bisweilen unerträglichen Verhalten der „Nervensägen“ auf der anderen Seite nicht auszuloten.

In einem starken Moment im zweiten Teil der Reportage, welche die interviewten Eltern ansonsten in ihren Räumen inszeniert, weint Kevins Mutter offen, als sie darüber spricht, dass der Streit über die Erziehung des Jungen die Partnerschaft der Eltern fast zerstört hätte. Ihr Mann streichelt ihr kurz zaghaft-hilflos über die Wange. Jetzt hätte man gerne mehr gewusst über die Wahrnehmung, die Gedanken und die Gefühle der beiden in den Zeiten des Streits. Gibt es nicht auch Augenblicke, in denen selbst die Liebe zum gestörten Kind fast erlischt wie eine Flamme im Wind? Was hat den Vater damals davon abgehalten, Frau und Kinder zu verlassen, statt allabendlich erschöpft in das Familienchaos zurückzukehren? Als Felix seine Mutter im Streit beschimpft und schlägt, in der großzügigen Stadtwohnung die Kindersicherung der Treppe aufreißt und nach oben läuft, da will man der verlegen-traurig am Esstisch zurückbleibenden Frau zurufen: Wo ist der Vater? Ist es peinlich, ein solches Kind zu haben? Ist es dem Vater peinlicher als Ihnen, scheut er deshalb die Kamera? Lea-Sophies Eltern möchte man fragen, ob sie nicht bisweilen bereuen, ihr Leben erklärtermaßen den Nöten und Launen des Kindes untergeordnet zu haben. Haben Sie für die nächsten zehn Jahre keine anderen Pläne und Projekte als die lückenlose Betreuung Ihres Kindes? Überkommt Sie nie die Angst, dass die Förderschule ihre Tochter eines Tages in eine ungnädige Arbeitswelt entlassen wird, in der es keine Schutzräume für das naive Glück der Kindheit mehr gibt?

Vielleicht hätte man die Reportage in drei Filme aufteilen sollen. Die Kamera begleitet das jeweilige Kind im Hintergrund, beobachtet es für Stunden und Tage aus der Distanz. Dann zeigen die Filme das Destillat dieser Zeit, Eigentümlichkeiten der Kinder, unvermittelte Brüche im Reden und Handeln. Keine Interviews mit Eltern und Kindern bis zu dem Moment, in dem der Zuschauer sich fragt: Was würde ich jetzt tun, wäre das mein Kind? Lasse ich mich missachten, provozieren, beschimpfen? ADHS ist keine Krankheit, sondern eine Disposition zur Verhaltenssteuerung. Das Leben mit von der ADHS betroffenen Kindern unterscheidet sich nicht vom Leben mit anderen Kindern. Es ist „nur“ unberechenbarer. Wo aber ist die subjektive Grenze des Erträglichen erreicht, hinter der die Angst vor dem ungewissen Leben mit dem Kind, die Angst vor dem Kind selbst beginnt?

„Hyperaktive Kinder und ihre Eltern“ klingt, als teilten beide einen Mangel, einen fundamentalen Unterschied zum normalen Kind und seinen normalen Eltern. Die Differenz liegt jedoch nicht im Wesen der Familienmitglieder, sondern der Geschichte dessen, was sie verbindet: eine Gemeinschaft, die vom schreienden Säugling über das trotzig Kind bis zum rechthaberischen Jugendlichen führt, von der Erschöpfung über die Angst bis zur Frustration der Eltern, von der Erwartung über die Enttäuschung zur Hoffnung der Gesellschaft, das Kind schließlich als selbständigen Menschen und Bürger zu sehen. Hallo ihr Journalisten und Filmemacher – es muss doch auch welche unter euch geben, die hyperaktive Kinder haben, deren Leben ihr mit Bild und Ton erfasst. Schenkt uns einen Film über die ADHS, der sich entfaltet wie Piagets Studium der eigenen Kinder, wie das Tagebuch von Michels Mutter in Astrid Lindgrens Michel aus Lönneberga, wie das Leben der Kinder von Golzow! Beobachtet und berichtet, statt nach Antworten zu suchen, und lasst die Zuschauer entdecken, was viele Eltern von ADHS-Kindern nach und nach herausfinden: Das Leben geht immer weiter, und meist besser als gedacht. Auch wenn Felix Mutter trotz der positiven Entwicklung des Jungen in den zurückliegenden beiden Jahren zuletzt noch immer misstrauisch anmerkt: „Mal schauen, was in der Pubertät passiert ...“

© Dr. Johannes Streif  
ADHS Deutschland e.V.